15. Juli 1939 Nummer 160

In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

5. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

Der Onkel stellte es in den nächsten Tagen immer wieder fest, wenn er auch nicht recht damit zufrieden war, daß Mertens nun schon mit seiner Vorarbeit zu dem großen Afrikabuch begann. Leute, die nur ihrer Arbeit lebten, vergaßen meist völlig ihre Umwelt.

So war er immer bestrebt, auf einen täglichen Ritt der beiden jungen Menschen zu dringen. Sobald die Sirene des Werkes Feierabend verkündete und Karola aus der Fabrik kam, wurden die Pferde vorgeführt. Hugo und Karola sollten täglich eine Stunde haben, in der sie ganz allein und unbeobachtet waren.

Mit listigem Schmunzeln war der Rittmeister dabei, die beiden einander näher zu bringen.

Hugo hatte zweifellos einen Blick für Frauenschönheiten, er war schon als Junge ein Backfischschwärmer gewesen, daran erinnerte er sich genau.

Allerliebst sah das Mädel in den langen, hellen Jodhpurhosen und in der roten kurzärmeligen Bluse unter der Kamelhaarweste aus.

„Badja, Badja, Muin!“ rief Hugo stets, wenn er Karola in den Sattel helfen wollte. Badja Muin — gut Freund, komm her.

Sie gaben ein wirklich gutes Paar ab, die beiden, wenn sie dahinritten. Olbrich kehrte, sich vergnügt die Hände reibend, ins Haus zurück. Sein Weizen begann zu blühen.

Doch wie wenig wußte er in Wahrheit, wie es in seinem Neffen aussah. Hugo hatte sich in die Arbeit gestürzt, denn eine fiebernde Unruhe trieb ihn hin und her. Immer wieder tauchte das Bild Anne-Marie Rodecks auf, und sein Herz schlug rascher.

War es denn möglich, daß ihm die junge Schauspielerin nach dem harmlosen, spielerisch veranstalteten Zusammensein so viel bedeutete, daß er sie einfach nicht vergessen konnte? Er schalt sich töricht, er stürzte sich in die Arbeit, doch alles war vergeblich. Immer wieder nahm er jenen Abend in den „Drei Bergen“ noch einmal innerlich auf, sah er Anne-Marie Rodeck vor sich, hörte sie sprechen.

Was dem Rittmeister entging, das bemerkte Karola Keding sehr wohl. Besonders bei den gemeinsamen Ritten fiel ihr das völlig abwesende Gesicht des Mannes auf, der gedankenverloren in den Wald starrte.

Und diese Beobachtung machte sie frei, ließ sie Hugo Mertens gegenüber alle Scheu verlieren und sich kameradschaftlich und ungezwungen geben.

Als Hugo Mertens bei solch einem Ausritt wieder einmal lange Zeit schweigend neben seiner Partnerin geritten war, fiel ihm wohl selbst auf, wie unhöflich dies wirkte. Er raffte sich zusammen, rasch wandte er sich ein wenig im Sattel und sprach schnell auf seine Begleiterin ein

„Sie brauchen nicht zu sprechen, wenn Sie nicht wollen. Man ist manchmal nicht in der Stimmung zu reden,“ sagte da plötzlich Karola Keding und ließ ihr Pferd langsamer gehen.

Ueberrascht schaute Doktor Mertens auf.

„Verzeihen Sie, ich bin unhöflich, man wird eben in Afrika ein halber Buschmann.“

„Es gibt Dinge, die man gern mit sich allein ausmacht, das verstehe ich.“

Hugo Mertens entgegnete nichts.

Der Hufschlag der Pferde erklang gleichmäßig und dumpf auf dem weichen Waldboden.

Ein dunkelvioletter Nußhäher schoß mit hellem Schrei über den Weg. Dann lag wieder die große Stille des Waldes ringsum.

Jetzt öffnete sich eine Lichtung, der Kiefernbestand trat ein wenig zurück und machte weiten Heideflächen Platz. Bienen schwärmten über der roten Flur der blühenden Heide.

Die Reiter hielten und schauten in die Ferne.

„Wollen wir nicht absteigen und Heidekraut mitnehmen?“ fragte Karola.

Mertens war sogleich bereit; gewandt schwang er sich aus dem Sattel, streifte die Zügel über den Arm und nahm Karolas Eisenschimmel am Zaum.

„Dort drüben wollen wir die Pferde anbinden, dort bei den Birken, sie stehen gut auf dem Platz. Wasser ist auch vorhanden.“

Rasch führte der Mann die Pferde zu dem kleinen Bächlein hinüber, das unter einer Birkengruppe vorüberrann.

Karola pflückte Heidekraut und hatte bald den ganzen Arm voll. Mertens beteiligte sich, war aber nicht ganz bei der Sache. Was für eine gute Beobachterin dieses junge Mädchen doch war. Es hatte wirklich bemerkt, daß er mit seinen Gedanken oft ganz woanders war.

Schon wieder mußte er an Anne-Marie Rodeck denken, wie reizend ihre Stimme klang. Das Spiel mit der Erinnerung — es ließ ihn nicht mehr los.

„Nun ist es genug, Herr Doktor. Strecken wir uns hier ein bißchen aus, ich ordne dabei das Heidekraut, dann können wir weiterreiten.“

Bald saßen sie am Rande der blühenden Heide nebeneinander. Der Duft der Schafgarbe und Wermut kam zu ihnen, Karolas geschickte Hände ordneten das Heidekraut.

„Ich habe mir immer einen Bruder gewünscht,

stets beneide ich meine Freundinnen um ihre Brüder. Und nun ist es mir, als hätte ich einen Bruder, der nach langer Zeit aus dem Auslande zurückgekehrt ist."

Mertens nickte dem jungen Mädchen freundlich zu.

„Sie werden das alles ein bißchen verdreht finden," fuhr Karola zögernd fort.

„Durchaus nicht, wir sind beide in derselben Lage. Unsere Eltern sind tot. Onkel Franz steht uns beiden nahe — warum sollten wir uns da nicht geschwisterlich zueinander stellen?"

Sie betrachteten sich schweigend und forschend.

„Onkel Franz bedeutet mir viel," sagte dann Karola, „obwohl ich ja nur seine Wahlnichte bin. Nach dem Tode meiner Mutter wurde er mir alles, was wäre ich heute ohne ihn? Ich muß ihm immer wieder von Herzen dankbar sein."

Hugo dachte an seine Knabenzeit, an die dicke Friesportiere und das Gespräch über den Onkel, das er hier unfreiwillig hatte mitanhören müssen.

„Ihr Vater war Offizier im gleichen Regiment wie Onkel Franz? Sie waren Freunde, wenn ich recht unterrichtet bin."

„Ja, sie waren gute Freunde, und daher rührt Onkel Franz' geradezu rührende Fürsorge für mich, die Tochter seines Freundes und Kameraden. Mein Vater fiel im Duell, und meine Mutter verlor ich bald darauf."

Sie weiß nichts Näheres — stellte Mertens bei sich fest — nichts von dem Verschulden des Onkels, sie sieht in ihm nur den Beschützer und Wohltäter.

Eine Pause tritt ein.

Das Schwärmen der Bienen tönte durch die Luft, die Stämme der Bäume flammten im Rot der warmen Sonne.

Karola hatte sich ausgestreckt und die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Sie schaute in den klaren Himmel und sprach jetzt, ohne Mertens anzuschauen.

„Onkel Franz ist ein guter Vater, daran ist nicht zu zweifeln, und er hat, wie Väter das an sich haben, so seine stillen, wohlgemeinten Pläne."

Hugo Mertens horchte auf.

„Wissen Sie auch, Herr Doktor, daß ich vor Ihrem Erscheinen etwas Angst hatte? Ich muß es Ihnen sagen, wirklich, ich hatte Angst."

„Das verstehe ich nicht. Warum hatten Sie denn vor meinem Kommen Angst?"

„Wir sind keine Kinder mehr, Herr Doktor. Ich bin überzeugt, daß Sie den Lieblingswunsch Ihres Onkels schon längst kennen, ihn mindestens, ebenso wie ich, herausgefühlt haben. Darum hatte ich Angst vor Ihrem Erscheinen. Es wäre mir entsetzlich gewesen, den Onkel, dem ich dankbar sein muß — dem ich es auch von Herzen bin — enttäuschen zu müssen. Jetzt aber bin ich beruhigt, denn — —"

In maßlosem Erstaunen blickte der Mann auf das Mädchen.

Karola lächelte.

„Ihre Gedanken und Wünsche, Herr Doktor, gehen einen anderen Weg, so wie — wie die meinen —" fügte sie nach einer Pause leicht errötend hinzu.

Hugo Mertens streckte die Hand aus.

„Schwester," sagte er schlicht. „Gute Kameradin."

Karola schlug kräftig ein.

„Wir wollen Du zueinander sagen, Bruder und Schwester sein, gute Kameraden. Der Onkel wird einst erkennen, daß Menschen in entscheidenden Lebensfragen für sich allein einstehen müssen."

Der Abend sank rot in die Föhren, die Heide verblaßte.

In scharfem Trab machten sich die Reiter auf den Heimweg, Hugo Mertens hatte die Peitsche des Mädchens genommen, denn im rechten Arm hielt sie das blühende Heidekraut.

Olbrich sah die beiden vom Fenster aus heranreiten. Letztes goldenes Sonnenlicht umspielte die Gestalten der zwei jungen Menschen.

Ein Bursche kam heran und nahm die Pferde in Empfang.

„Hier hast du deine Reitgerte, Karola," rief Hugo seltsam aufgeräumt in der Halle.

Diese Worte fing der Rittmeister auf. Ein heller Schein glitt über sein Gesicht.

Sie duzten sich. Das Tempo gefiel ihm. Kein Wunder, zwei so famose Menschen mußten sich rasch finden.

Er tat, als merkte er nichts.

8. Kapitel.

„O, tanz du kleine Geisha du —
Und sing dein süßes Lied dazu!"

Anne-Marie Rodeck hatte das Klopfen an der Gaderobentür überhört und drehte sich nun ein wenig erschrocken um. Der alte Beier stand mit gutmütigem Lachen hinter ihr und deklamierte ihr Auftrittslied.

„Wirklich, mein liebes Kind. Sie wirken als Geisha überzeugend und allerliebst."

Freundlich betrachtete Louis Beier die junge Künstlerin, die im gelb-seidenen Kimono vor dem ovalen Spiegel des Schminktisches saß und soeben ein wenig Rot auf ihre Wangen legte.

Anne-Marie Rodeck antwortete nicht, sie überhörte das Kompliment ihres alten Freundes.

Verworren kam das gedämpfte Stimmengewirr aus dem Zuschauerraum an ihr Ohr, die Klappsitze schnellten wieder auf und nieder, dazwischen wurde das Stimmen der Instrumente hörbar. Es waren die vertrauten Geräusche, die in jedem Theater jeder Vorstellung vorangehen.

Louis Beier zog sich einen Stuhl heran, die Seide seines prächtigen Gewandes — er stellte einen hohen japanischen Würdenträger dar — rauschte leise. Schweigend sah er dem jungen Mädchen zu, das sich mit kundiger Hand und sicherem Auge schminkte. Neben ihr lag eine schwarze Perrücke und gelbe Mimosen.

„Nun, Sie geben ja kein Sterbenswörtchen von sich. Lampenfieber?"

Anne-Marie Rodeck schüttelte den Kopf.

Lampenfieber, nein, die Zeiten waren längst weit hinter ihr

„Hm, also wieder mal ein bißchen bockig? Das Theater hat mal wieder jemand satt, gründlich satt, nicht wahr?"

Anne-Marie Rodeck schloß die Schminkdose und puderte sich leicht.

Der alte Beier war nicht leicht zu täuschen, er sah jedem ins Herz. Es war richtig, sie hatte es mal wieder satt. Solche Stimmungen überfielen sie dann und wann. Seit jener Doktor Mertens mit ihr einen Abend verbracht hatte, war es ganz schlimm.

Geschickt setzte sich Anne-Marie die schwarze Perrücke auf und steckte die gelben Blüten in ihr Haar.

„Was wollen Sie eigentlich, mein gutes Kind? Sie haben Erfolg, sind beliebt, werden verehrt, die Kollegen sind nett, der Ton bei der Bühne ist heute anders als früher."

Beier schlug die Beine übereinander.

„Was meinen Sie wohl, was Sie früher auszuhalten gehabt hätten — darüber will ich lieber nicht

sprechen. Heute achtet jeder den Stand des anderen, der Schauspieler wird nicht mehr geringschätzig abgetan. Was wollen Sie also? Freuen Sie sich Ihres Lebens."

Anne-Marie Rodeck griff nach dem Fächer und klappte ihn nachdenklich auf und zu.

„Ich bin ja gar nicht unzufrieden, nur ein wenig aufsässig. Es ist nun mal nicht anders, ich gehorche mir oft so wenig."

„Dann nehmen Sie sich an die Kandare, ich weiß, was in Ihnen vorgeht, und verstehe Sie."

Unruhig rückte die Künstlerin den Stuhl zur Seite, die Dosen und Flaschen auf dem Toilettentisch zitterten leicht.

„Sie wissen?"

„Natürlich, das ist doch nicht schwer, ich kenne Sie doch. Sie wollten Opernsängerin werden. Ihre Stimme reichte nicht aus, und Sie wollten sich nicht mit der Rolle, die Ihnen nun mal das Leben zugewiesen hat, begnügen. Hoffnungen, Pläne, mein liebes Kind. Glauben Sie, ich hätte mir nie träumen lassen, als der alte Beier an einer kleinen Bühne mein Leben zu beschließen. Man muß sich bescheiden lernen, zufrieden und glücklich sein mit dem, was das Leben gibt. Es können nicht alle leuchtende Sterne am Bühnenhimmel sein."

Anne-Marie Rodeck atmete erleichtert auf.

„Sie haben natürlich recht, ich will mich auch tüchtig an die Kandare nehmen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir mal wieder ins Gewissen geredet haben, Vater Beier."

Es läutete, die Schritte der Schauspieler erklangen auf dem Flur. Rufe und hastige Worte wurden laut.

Beier erhob sich gemächlich.

„Es geht los, Kind. Nun singen Sie heute besonders schön, kleine Geisha, reizend genug sehen Sie aus."

Das hagere Gesicht des alten Künstlers verschönte ein wohlwollendes Lächeln.

Sie traten hinaus und gingen zur Bühne.

Die Kulissenarbeiter stellten die letzten Dekorationen auf, der Spielleiter mahnte zur Eile und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen.

Es läutete zum zweiten Male. Im Zuschauerraum schwoll das Stimmengewirr mehr und mehr an. Die letzten Säumigen stellten sich ein.

Soeben trat Anne-Marie Rodecks Partner, der junge Seeoffizier, von dem Guckloch in dem Vorhang zurück. Sie hatte sonst selten einen Blick durch das kleine Loch im Vorhang geworfen — jedoch nach dem Zusammensein mit Mertens tat sie es törichterweise jeden Abend. Was ging sie überhaupt der liebenswürdige Gelehrte an, dem es Vergnügen bereitet hatte, einen Abend mit ihr zu verplaudern. Er war ein angenehmer Gesellschafter, mehr nicht.

Zerstreut trat Anne-Marie auch heute wieder an die kleine Oeffnung und schaute durch den Vorhang. Das Haus war gut besucht, Logen und Ränge dicht besetzt. Die Geisha, das alte melodiöse Stück gefiel eben noch immer und behielt seine Anziehungskraft.

Anne-Marie Rodeck blickte zu dem Platz hinüber, auf dem Hugo Mertens an jenem Abend gesessen hatte, da zuckte sie zusammen. Träumte sie, wachte sie? War das nicht Mertens, der soeben die Tür öffnete? Sie erkannte ihn an der straffen Haltung und dem kühnen Schnitt des Gesichts. Kein Zweifel — er war es.

(Fortsetzung folgt)

Der Förster

Erzählung von Herbert Reinhold

Als ich vor Jahren in Südtirol lebte, lernte ich einen lustigen Forstjunker kennen, dem ich mich anschloß, daß wir Kameraden und auch Freunde wurden, die man gemeinhin für unzertrennlich hielt. Tage und Nächte verbrachten wir auf Pirschgängen im Hochgebirge, hockten auf Anstand, träumten bei schwelenden Feuern, aßen aus einer Schüssel und rauchten den gleichen stinkenden Tabak. Dabei erschlossen sich unsere Herzen, daß wir einander sagten von unseren Wünschen an das Leben. Als wir uns trennten, weil es mich heimrief, versicherte er mir zum wievielten Male, daß er Großes plane und gewillt sei, alles daranzusetzen, diesen Plan zu verwirklichen. „Ich schreibe dir, wenn es soweit ist", rief er mir selbstbewußt nach.

Nun, er schrieb mir nicht, und ich war ihm nicht gram. Das Leben wies mir sonderbare Wege, ich hatte genug zu tun, sie zu gehen, aber als es mir dann wieder gestattet war, meinen Sehnsüchten Erfüllung zu geben, zog es mich in das Tal unter dem Ortler, den Freund aufzusuchen und mit ihm einige unbekümmerte Wochen zu verbringen. Die Berge standen stolz wie ehedem im Zauberglanz ihrer Ferner, die starken Wälder sangen ihr Lied, und die Wildwasser donnerten wie immer drohend zu Tal. In den Ortschaften hatte sich wenig geändert, doch der Freund war nicht mehr da. „Einen Vorschlag hat er der Regierung gemacht, der vermessen war, aber man hat ihn angenommen und ihm einen Auftrag erteilt. Nun ist er in der Wüste und plagt sich, wo er es hier ohne sonderliche Mühe zu etwas hätte bringen können!" Solche Auskunft wurde mir auf meine Frage kopfschüttelnd erteilt.

Freilich wußte ich sofort, wo der Freund zu finden war. Als Student vor der Berufswahl hatte er eine Reise durch den istrischen Karst gemacht. Die gewaltige Oede der im Sonnenglast liegenden Kalkberge, Folge des Mangels an segenspendenden Wäldern, hatte es ihm angetan, damals schon, und die geschauten Bilder vergaß er nie. In der Erinnerung sah er schärfer, sah und lernte, bis sich ihm eine Aufgabe formte, die er vor sich als sein Lebensziel ansah, „Die Sünde einer überwundenen Epoche wettzumachen, das will ich wegweisend beginnen. Wälder werde ich in die Wüste pflanzen!"

Meine Pflichten zwangen mich nach dem Norden, und aus einer Reise südwärts wurde lange nichts. Später befuhr ich die Wasser der Adria, doch zu einem Abstecher in den Karst langte die Zeit nie. Dann fand ich in der Heimat Arbeit, und erst nach einem halben Jahrzehnt, gelegentlich eines Zufallsgesprächs über die Karsthöhlen erinnerte ich mich des Freundes. Sogleich schrieb ich auf das Geratewohl eine Karte nach Istrien. Wochen, Monate vergingen, schon vergaß ich von neuem, da traf ein Brief ein. Der Freund frohlockte, daß ich mich gemeldet hatte.

So trat ich, obschon es Winter war, die Reise an. Auf einer kleinen Station der Bahnlinie Adelsberg—Triest verließ ich den Zug. Ein Wagen erwartete mich, der Kutscher war in einen Pelz vermummt, ich hockte mich neben ihn, der sich ausschwieg, solange der Wagen im Schneeschlicker durch eine armselige Ortschaft ratterte. Erst als sich vor uns eine weite öde Ebene auftat, als sich fern im Abenddunst eine Kette zerrissener Gipfel zeigte, wendete er sich mir zu. „Du kommst zur rechten Zeit", sagte er, und da erst erkannte ich ihn. Wir fielen uns nicht in die Arme, denn Jahre standen zwischen diesem Wiedersehen, aber unsere Hände fanden sich zu einem harten Druck. Er ließ mich nicht fragen; er fragte selbst, nach vielerlei, Wichtigem und Unwichtigem, und es war mir, als trinke er meine Antworten, aus denen die Buntheit der Welt sprach. Ab und zu schnalzte er den Pferden, die munter trabten, quer durch das offene Land. Als er endlich schwieg, wagte ich die erste Frage, aber er winkte müde ab. So schwiegen wir im Beieinandersein und fuhren durch den Abend in die Nacht.

Ich mochte geschlummert haben, denn ich erschrak, als er mich in die Seite stieß. „Gleich sind wir am Ziel", sagte er und wies nach voraus, wo ein Licht flammte. Plötzlich stand ein Gebäude schwarz in einer Senke. Wie fuhren darauf zu. Der Freund rief mit fremder Zunge, ein Bursche kam gestürzt und nahm Pferd und Wagen in Obhut. Dann saßen wir vor einem Kamin, sahen uns bei Licht, sprachen miteinander und suchten eine Brücke über die Zeiten. Aber der Freund war nicht mehr der alte. Irgendwie schien er mir müde, beängstigend müde. Im Zimmer lagen Pläne und Zeichnungen zuhauf, daß ich vermeinte, bei einem Ingenieur und nicht bei einem Förster zu sein. Ich fragte nach seinen Erfolgen, er nickte versonnen und reichte mir ein Schreiben einer hohen Dienststelle, die ihn lobte und anerkannte. Da gratulierte ich ihm, aber er lächelte bitter, bis es unvermittelt aus ihm brach.

Sechs lange und doch kurze Jahre lebte er nun im Karst, einige hunderttausend Bäume waren nach seinen Anweisungen gepflanzt worden, so begann er versuchend sein Werk. Es gab Kämpfe um den mordenden Kalkstaub, Kämpfe um die Bewässerung, Kämpfe um geeignete Mitarbeiter und Kämpfe um die Erhaltung und das Wachstum einer Saat. Der stete Kampf war sein Element, sein täglich Brot; die Erfüllung das mähliche Keimen eines segenbringenden Waldes, der nun schon, als junger Busch, eine Landschaft zu verändern begann. Er fand also Freude und Genugtuung, aber eins fand er nicht: das Gleichmaß im Glück. Als Pionier rechnete er in Jahrzehnten und hatte dabei vergessen, daß sein persönliches Leben nach anderer Rechnung aufzuteilen war. Jäh kam ihm die Erkenntnis vom Zwiespalt seiner Gesichte. „Ich glaube, daß ich genug getan habe", sagte er. „Nun darf ich wohl mit gutem Gewissen mein Recht an das lebendige Leben fordern. Ich halte es hier nimmer aus." Schon hatte er Gesuche entworfen, Gesuche, die Schreie nach Befreiung waren. Er gab mit zitternden Händen mir die Schriftstücke, und während ich las, verließ er mich, seinen Leuten Anweisungen zu geben.

Ich erkannte, daß ich wirklich zur rechten Zeit gekommen war. Der Freund sehnte sich nicht anderswohin, wie er es sich eingeredet hatte; er sehnte sich nach einem Menschen, der ihm das Haus und die Tage füllte, der mit ihm den Weg der Pflicht teilte, der in den Kampf die Liebe brachte. Der Freund war zu lange allein gewesen, hatte pausenlos bis zur Erschöpfung gekämpft; kurzum, ihm fehlte die Familie! Ich schüttelte den Kopf, denn ich vermochte nicht zu verstehen, daß er das nicht längst erkannt hatte. Als er zu mir zurückkehrte, sagte ich ihm ohne Umschweife, was ich dachte. Er starrte mich an, lächelte schief und meinte dann ohne Ueberleitung, er könnte es einer Frau nie zumuten, mit ihm in dieser Abgeschlossenheit zu leben. „Schau dich erst einmal bei Tage hier um! Vielleicht verstehst du mich hernach", sagte er und brach das Gespräch ab.

Zwei Wochen waren mir Freizeit vergönnt, und volle vierzehn Tage verlebte ich mit dem Freunde. Wir unternahmen keine Pirschgänge und saßen nicht auf Anstand, durch Schnee und Schlick stapften wir über karstische Höhen. Nicht sportlichem Tun galten unsere Gänge; es waren Kontrollwege: ein junger Wald wollte umsorgt sein! Mich betörte die grenzenlose Weite, die sich überall auftat. Sie erinnerte mich an den Norden, aber dort war die Vegetationslosigkeit Naturgesetz, hier war sie eine Wunde, die zu heilen endlich einer begonnen hatte. Des Freundes Werk war gigantisch, und ich erfuhr, wie sehr er mit diesem Werk verbunden war. Ich sah mich gut um und wußte bald, daß die Kraft des Freundes auch weiterhin bitter vonnöten war. Kein anderer vermochte das fortzusetzen, was er erfolgversprechend eingeleitet hatte. Er mußte bei seiner Pflicht ausharren, und ich versuchte es ihm klarzumachen. Da stöhnte er und klagte. Erst als ich von meiner Abreise sagte und ihn noch einmal mahnte, doch zu bleiben und sich nach einer Gefährtin umzusehen, meinte er achselzuckend, daß ich bald von ihm hören würde. „Ich vermag nicht länger zu bleiben", rief er mir nach.

Ein Jahr verflog, dann erst erhielt ich ein Schreiben von ihm, es kam aus dem Karst, war zwar kein klagender Ruf, aber ein Bericht von harten innerlichen Kämpfen, von Erkennen und Verkennen, von Treue und Untreue, und klang aus in ein großes Verzichten. Nicht ohne Erschütterung las ich die Zeilen, und erst dann sah ich, daß das Schreiben zwei Teile barg. Der zweite Teil war neueren Datums und war ein Freudenruf ohnegleichen. Drei Sätze sagten mir alles: „Ich bin nimmer allein. Was ich nicht wagte, wagte eine Frau, die nun die Meine ist. Nun sehe ich klar, es gilt hier weiterzuschaffen zum Wohle der Kommenden, für meine, für unsere, für alle Kinder, die im Karst die Heimat wissen."

Der Fuchs in der Falle

Kriminalskizze von Herbert Steinmann

Detektiv Captain O'Hara vom New-Yorker Polizeihauptquartier sah aus müden Augen auf den breitschultrigen, schwammigen Riesen, der ihm auf der anderen Seite des Schreibtisches gegenüber saß. Die Luft in dem engen Büro war stickend heiß. Schmerzhaft stach das Licht der hellen Lampen. Selbst der riesenhafte Sergeant Kelly, der das Protokoll führte, sah abgespannt und verzweifelt aus.

Aber es gab nicht viel zu schreiben.

Jerry Fox, einer der gewiegtesten Einbrecher der Hudsonstadt, war nicht klein zu kriegen. Offenbar hatte er die Tat — bei Biggers & Sohn, einem kleinen Bankgeschäft, war eingebrochen worden, nachdem der Wächter überfallen und geknebelt wurde — doch nicht begangen. Vieles sprach allerdings dafür. Zu beweisen war aber nichts.

Verzweifelt fuhr sich Detektiv Captain O'Hara durch das brandrote Haar. Er hob den müden Blick wieder. Er sah das heimtückische Funkeln in den Blicken des Gangsters, das blitzschnell verschwand und einem öligen Biedermannslächeln Platz machte. Der Gangster zuckte bedauernd die breiten Schultern.

„Sie sehen, Captain, diesmal war ichs nicht — jetzt geht das schon stundenlang. Ich glaube, Sie können es nicht verantworten, mich noch länger festzuhalten, das ist ungesetzlich!"

O'Hara gähnte gequält.

„Sie haben recht, Fox", murmelte er schläfrig, „ich geb's auf. Ich glaube tatsächlich jetzt selber, daß Sie es ausnahmsweise nicht waren."

Sergeant Kelly warf einen entsetzten Blick auf seinen Vorgesetzten. So müde, so niedergeschlagen hatte er ihn noch nie gesehen. Kelly fühlte, hier erlitt das Gesetz eine Niederlage. Aber beweisen konnte er es leider auch nicht.

Fox hatte sich vom Stuhl erhoben und reckte die massigen Glieder.

„Na, denn kann ich ja wohl gehen, Captain," knurrte er plump vertraulich. „Trösten Sie sich, es macht jeder mal 'nen Fehler! Ich wills Ihnen auch nicht weiter übelnehmen!"

Auch O'Hara hatte sich erhoben, langsam kam er zu dem Gangster herum. Seine Haltung war nicht die beste.

„Tut mir leid, Fox," murmelte er geradezu aufreizend müde, während sich das Gesicht des anderen merklich entspannte, „tut mir leid, aber ich hätte mir gleich denken können, daß Sie es nicht waren!"

Der Gangster lächelte ölig.

„Sehen Sie, sehen Sie, Captain, das sage ich doch schon stundenlang! Aber Sie wollten es ja nicht glauben!"

Sergeant Kelly fluchte innerlich einen drei Meter langen Fluch. Der blanke Hohn sprach aus den Worten des Kerls. Unbegreiflich, wie O'Hara sich auch noch entschuldigen konnte.

Der Detektiv-Captain zuckte matt die Achseln.

„Irren ist menschlich, Fox. Ich war offenbar nicht ganz auf der Höhe, als ich Sie festnehmen ließ. Einige Kleinigkeiten ließen zwar darauf schließen, daß Sie den Einbruch verübt haben könnten, dennoch, im ganzen gesehen, war es Pfuscharbeit!"

Der fette Gangster hob erstaunt den Blick.

„Pfuscharbeit, Captain?" fragte er hinhaltend.

O'Hara nickte ernst.

„Pfuscharbeit von vorne bis hinten, mein Lieber — angefangen von der Art des Eindringens ins Haus bis zu der Oeffnung des Geldschrankes — lachhaft, ein blutiger Anfänger macht es besser —"

Fox rieb sich mit dummem Lächeln die fettigen Finger.

„Na, na, ist's wirklich so schlimm, Captain?"

„Tatsächlich, Fox — eine elende Arbeit. Oder hätte es etwa Ihnen geschehen können, daß Sie ein volles, rundes Säckchen mit Diamanten übersahen?"

Der Gangster wurde rot vor Verlegenheit, Aerger oder was immer es sein mochte.

„Diamanten, Captain — nicht möglich!"

O'Hara nickte traurig.

„Sie lagen zwar sehr weit hinten im mittelsten Fach, trotzdem, das Säckchen hätte auch ein blutiger Anfänger nicht übersehen dürfen!"

Krachend fiel ein Stuhl um, mit solcher Wucht war Fox zurückgesprungen.

„Das ist, meiner Seele, eine blutige Lüge, Captain," brüllte er, „ich hab das Fach dreimal abgeleuchtet, da waren keine Diamanten — ich bin kein Pfuscher, Captain, und es war eine feine Arbeit — —"

Er verstummte jäh! Denn ein anderer O'Hara stand vor ihm, straff aufgerichtet, mit wachen blitzenden Augen und einer stahlharten Stimme.

„Also doch! — Sie sind verhaftet, Fox — fix, Kelly —"

Ehe der Gangster es sich noch versah, war der riesenhafte Sergeant über ihm, gleichzeitig drückte O'Hara die Alarmglocke — Beamte stürzten herein, dann klirrten die Handschellen.

„Verdammt nochmal, Captain, Sie sind mir über —" keuchte der gefangene Fox, „ja, ich bin's gewesen, aber, aber die Diamanten, habe ich sie wirklich übersehen?"

O'Hara lächelt fein.

„Nein, Sie haben sie nicht übersehen, Fox — denn es waren keine da. Nur ein kleiner Köder für ihre Verbrechereitelkeit — Abführen!"

Und als man Fox hinausgebracht hatte, lächelte O'Hara Kelly an, der ihn bewundernd ansah.

„Keine Komplimente, Kelly, wir müssen siegen, man muß den wunden Punkt der Burschen nur zu finden wissen, in ihrer Dummheit, ihrer Eitelkeit oder ihrem schlechten Gewissen. Denn mit uns ist das Gesetz und die Gerechtigkeit."